

*Qui scripsit scribat et longo tempore vivat – Wer schrieb, der schreibe und möge leben lange Zeit* – Ein Blick in die Werkstatt der Handschriftenkatalogisierung

Peter Kamber, ZHB Sondersammlung

Vortrag anlässlich der Buchvernissage vom 29.10.2013

Sehr geehrter Herr Regierungsrat Wyss,  
Sehr geehrter Herr Schwegler,  
Lieber Ernst Tresp,  
Lieber Ueli Niederer,  
Liebe Kolleginnen und Kollegen,  
Verehrte Gäste.

*Qui scripsit scribat et longo tempore vivat – Wer schrieb, der schreibe und möge lange leben.* Dieser Schreibervers steht ganz am Ende von P 6 folio, einer Handschrift mit Büchern des Alten Testaments. Der Sankt Urbaner Mönch Rudolfus kopierte sie um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Es ist die einzige Handschrift, von der wir sicher wissen, dass sie im Kloster St. Urban geschrieben wurde.

Der Vers steht im Nachschlagewerk der *Colophons de manuscrits occidentaux des origines au XVI<sup>e</sup> siècle*, einem vielbändigem Verzeichnis Tausender von Schlusschriften, unter der Nummer 23157. Er kommt in Handschriften in Luxemburg, Trier und Glasgow vor. Es gibt auch Varianten davon. Die häufigste lautet: *Qui scripsit scribat, semper cum domino vivat – Wer schrieb, der schreibe und möge mit Gott leben.* Eine seltenere geht so: *Qui scripsit scribat et bona vina bibat – Wer schrieb, der schreibe und trinke guten Wein.* Eine Handschrift der Franziskaner in Assisi verbindet die beiden sogar: *Qui scripsit scribat, semper cum domino bibat – Wer schrieb, der schreibe und trinke mit dem Herrn.*

Mir scheint, der Vers mit seinen Variationen beschreibt hervorragend, wozu wir heute zusammen gekommen sind. Wir wünschen uns als Autoren und Schreibenden des Katalogs erspriessliches und ausdauerndes Wirken. Wir vergegenwärtigen uns, dass in der Zeit, als die im Katalog erschlossenen Handschriften entstanden, nicht Honorare und Tantiemen im Zent-

rum standen, sondern Gottes Wille und Gottes Lohn. Und wir werden anschliessend auf das gelungene Werk anstossen.

Einige Minuten müssen Sie sich allerdings noch gedulden. Zwischen Ihnen und dem Apéro stehen ein paar Überlegungen zur Frage, warum wir denn soviel Zeit und Geld aufwenden, um die mittelalterlichen Handschriften in der ZHB Luzern zu erschliessen und Kataloge zu drucken. Anschliessend möchte ich Ihnen kurz die Bibliothek vorstellen, in der wir uns gerade befinden.

Zunächst aber darf auch ich danken. Des Dankens ist heute kein Ende. Ich mache da keine Ausnahme. Dem Dank von Herrn Wyss und von Prof. Ernst Tresp schliesse ich mich gerne an. Ich danke ganz besonders herzlich Charlotte Bretscher und Mikkel Mangold, mit denen ich diesen Katalog machen durfte. Zusammenarbeit ist bei der Erarbeitung eines Handschriftenkatalogs überaus wichtig. Keine und keiner allein sieht, kennt und weiss alles. Wir haben zusammen gearbeitet und manchmal auch zusammen gelitten. Ich bin stolz darauf, dass wir diesen Katalog gemeinsam zum guten Ende gebracht haben. Martin Steinmann, Josef Leisibach und Rudolf Gamper haben unsere Arbeit kritisch begleitet. Sie unterstützten uns mit ihrem Wissen und ihrer Erfahrung, ebenso Romain Jurot in Fribourg und Martin Roland sowie Regina Cermann in Wien. Die Kolleginnen und Kollegen in den Bibliotheken und Archiven in Luzern, Basel und Zürich waren für uns eine unschätzbare Hilfe. Ihnen allen danke ich ganz herzlich.

Ein Handschriftenkatalog ist grundsätzlich ein textlastiges Unternehmen. Dem drohenden Absturz in die sprichwörtliche, im Zeitalter der digitalen Buchherstellung allerdings nur noch metaphorischen «Bleiwüste» ist nur durch überragendes Knowhow im Bereich des Bücher-Machens und Bücher-Gestaltens zu begegnen. Wir sind deshalb Urs Stocker und dem Urs Graf Verlag, Dietikon-Zürich zu grossem Dank verpflichtet.

Zum Erscheinen des Katalogs hat die Sondersammlung der ZHB Luzern eine Ausstellung gestaltet. Unter dem Titel «Erschlossene Kostbarkeit» ist diese seit dem 15. Oktober und noch bis zum 16. November im Haupthaus an der Sempacherstrasse zu sehen. Ich lade Sie gerne zu einem Besuch ein. Mein besonderer Dank geht an meine Kollegin Gabriella Wietlisbach und an Ina Brückel, die Beauftragte für Öffentlichkeits- und Kulturarbeit der ZHB. Beide haben mit grossem Engagement mitgeholfen, die Ausstellung einzurichten und diese Vernissage zu organisieren.

Ganz speziell danken möchte ich Rudolf Bolzern. Seit Beginn war er auf Seiten des Schweizerischen Nationalfonds wohlwollender Partner für die Projekte des Kuratoriums, auch für das Projekt ‚St. Urban‘.

Der Hausherr hier in St. Urban, wo die im Katalog beschriebenen Handschriften bis 1848 standen, ist heute kein Abt mehr, sondern ein Direktor. Peter Schwegler beherbergt und verköstigt uns heute abend. Für seine Gastfreundschaft bedanken wir uns herzlich. Einen passenderen Ort für diese Feier hätten wir uns nicht vorstellen können. Das Kloster hat sich auch an der Finanzierung des Katalogs beteiligt. Ich darf Herrn Schwegler deshalb nun ein Exemplar überreichen.

Warum tun wir das? Viele Leute bekommen beim Anblick von Pergament und Papier eine trockene Kehle und eine raue Zunge und fragen: warum tut Ihr Euch das an? Für uns Handschriftenbearbeiterinnen und –bearbeiter ist die Antwort einfach. Es macht einfach Spass. Wir stehen zunächst staunend vor diesen Büchern, die nicht von heute sind, und wir versuchen Schritt um Schritt, den Zusammenhang zu rekonstruieren, in den sie gehören. Wie bei den berühmten Detektiven sind ‚Spuren‘ unser tägliches Brot. Und manchmal gelingt es uns, das Rätsel zu lösen, wie im Fall des ‚Fabri-Breviers‘ (P 4 4°). Der Zisterziensermönch Johannes Fabri aus dem Kloster Bebenhausen bei Tübingen schenkte 1538 dem Konvent von St. Urban ein illuminiertes Brevier als Dank für die ihm erwiesene Gastfreundschaft. Wie kam er zu der Handschrift? Sie befand sich doch im 14. Jahrhundert im Besitz adliger Familien – Falkenstein, Stauffenberg und Munzingen – in Freiburg im Breisgau. Ein ausradiierter Eintrag am Ende des Buchs, von dem nur noch der nichtssagende Anfang ‚Dieses Buch gehört Frater ...‘ lesbar war, führte uns auf die richtige Spur. Im Schein der Ultraviolett-Lampe wurde der ganze Text sichtbar. Er besagt, dass im Jahre 1455 Nikolaus Amberg, der Abt des Klosters Lützel im Elsass, das Brevier an seinen Mitbruder Johannes Stantenat verkaufte. Stantenat war später selbst Abt von Lützel und 1471 bis 1494 Abt des Zisterzienserklosters Salem am Bodensee. Auch Fabri hielt sich in Salem auf, bevor er nach St. Urban kam. Er brachte das Brevier wohl von dort mit.

Selbstverständlich geben weder der Schweizerische Nationalfonds noch der Kanton Luzern so viel Geld aus, damit wir Spass haben. Der Nationalfonds fördert die wissenschaftliche Forschung, und das ist der Hauptgrund für seine finanzielle Unterstützung des Projekts. Eine schöne Anzahl von wissenschaftlichen Disziplinen werden von unserer Arbeit profitieren: die Geschichtswissenschaft mit ihren Teilfächern natürlich, aber auch die Theologie, die Philosophie, die Germanistik und die mittellateinische Philologie, die Musik- und die Kunstwissen-

schaft, sowie neuere interdisziplinäre Forschungsrichtungen wie die Kultur- und die Kommunikationswissenschaft, die Wissens- und die Wissenschaftsforschung.

Was aber haben die Luzernerinnen und Luzerner davon? Darauf gibt es gute Antworten. Zwei davon will ich Ihnen zu bedenken geben. Die eine lautet so. Wir sind, salopp ausgedrückt, im ‚Sinn‘-Geschäft. Natürlich hat, wer sich auf die Handschriften in unserer Obhut einlässt, immer seine eigenen, konkreten Absichten und Ziele. Im Grunde aber geht es letztlich um Sinn-Stiftung für unsere Welt und für uns selbst. Um ‚Geschichte als Schlüssel zur Welt‘, wie ein Buch des französischen Historikers Fernand Braudel auf Deutsch heisst. Und um – mit einem Modewort – Identität. Im Hintergrund stehen Fragen wie: Wie haben unsere Vorfahren gelebt, gedacht und gehandelt, was ist noch gültig und wichtig von dem, was sie uns hinterlassen haben? Wo kommen wir her (als individuelle Persönlichkeiten, als Gruppe, als soziale Wesen, als Volk)? Wer sind wir (Luzernerinnen und Luzerner, Schweizerinnen und Schweizer, Frauen und Männer)? Das sind Fragen, die uns alle beschäftigen und zu denen wir gerne Denkanstösse hätten. Wenn wir Handschriften katalogisieren und Kataloge publizieren, schaffen wir eine der vielen Grundlagen für solche Denkanstösse.

Die zweite Antwort lautet: Wir betreiben Kulturgüterschutz. Wir dokumentieren unsere Handschriften in Wort und Bild für den fast unvorstellbar grässlichen Fall ihrer absichtlichen Zerstörung, wie das vor 20 Jahren (25./26. August 1992) im Bosnienkrieg mit den Zeugnissen der jahrhundertealten Geschichte dieser multikulturellen Gesellschaft in der Nationalbibliothek in Sarajevo geschehen ist. Das Ziel der Täter war die Vernichtung der kulturellen Identität eines Volkes. Wir dokumentieren die Handschriften aber auch für den Fall einer sogenannt ganz normalen, aber nicht weniger traumatisierenden Katastrophe. Am Abend des 2. September 2004 verheerte ein Grossbrand das historische Gebäude der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar. 50‘000 gedruckte Bücher verbrannten, 62‘000 wurden beschädigt. Die geplante Wiederbeschaffung eines grossen Teils der verlorenen Bücher ist nur möglich, weil die Bestände eingehend dokumentiert sind.

Schliesslich erinnere ich Sie an den Brand der Kapellbrücke vor 20 Jahren. Als ich am Morgen des 18. August 1993 durch die Altstadt zur Arbeit ging und die Rathauptreppe hinunterstieg, war die Brücke weg, und am Ufer der Reuss standen Luzernerinnen und Luzerner und weinten. Man kann nur lieben und betrauern, was man kennt. Nur das wird als Teil der eigenen kulturellen Identität erfahren, was gegenwärtig ist. Auch deshalb machen wir Kataloge und digitalisieren wir Handschriften.

Genug der Tiefsinnigkeiten. Der Raum, in dem wir uns aufhalten, entstand vor etwas weniger als 300 Jahren als Gesamtkunstwerk. Der Solothurner Abt Malachias Glutz (1665–1726) und seine Nachfolger verstanden sich als absolutistische Herrscher. Das ganze barocke Kloster, vor allem aber die Kirche und die Bibliothek sollten Ausdruck dieses Selbstverständnisses sein. Dafür verpflichtete Malachias den Vorarlberger Baumeister Franz Beer (1660–1726). Die Bibliothek entstand 1717/18, die Vollendung der Ausstattung dauerte noch fünf Jahre länger. Der Bauherr ist hier allgegenwärtig. Über dem Fenster sehen Sie das Familienwappen der Glutz. Hinter Ihnen blickt der Abt selbst aus dem Porträt von Jacob Carl Stauders (1694–1756) auf Sie herab. Auch die Heiligen Schrift sollte das Lob des Abtes singen. Achten Sie beim Hinausgehen auf das Medaillon über dem Eingang zur Bibliothek mit dem Vers *Construens Bibliothecam Congregavit de Regionibus Libros* (2 Makkabäer 2,13) – *Er sammelte von überall her Bücher und baute eine Bibliothek*. Das drückt genau den Anspruch auf Universalität aus, den die Bibliothek erfüllen sollte. Im 2. Makkabäerbuch steht jedoch: *Construens Bibliothecam Congregavit de Regibus Libros* - *Er sammelte von den Königen Bücher und baute eine Bibliothek*. Abt Malachias ist jedoch in guter Gesellschaft. Der Vers fand in der abgeänderten Form im 18. Jahrhundert unter den Prälaten der benediktinischen Ordensfamilie weite Verbreitung.

Anders als in St. Gallen oder Einsiedeln zum Beispiel steht die Bibliothek von St. Urban quer zur Achse der Konventsgebäude. Wir befinden uns im oberen von zwei Räumen eines Risalits, welcher zu zwei Dritteln aus dem Ostflügel des Klosters herausragt. Dadurch erhält der Raum am Tage Licht von drei Seiten. Unter uns befindet sich die Sakristei. Die Bücherregale waren ursprünglich mit roten Seidenvorhängen verdeckt. Sie besaßen durchbrochene geschnitzte Bekrönungen mit einem Medaillon für die Beschriftung. Die zwölf von Johann Peter Fröhlicher (1662–1723) geschnitzten Holzsäulen stellen die vier Jahreszeiten (links Frühling und Herbst, rechts Sommer und Winter), die vier Kontinente (links Asien und Afrika, rechts Amerika und Europa) und die vier Elemente (links Erde und Wasser, rechts Feuer und Luft) dar. Sie symbolisieren damit ebenfalls den Anspruch auf Universalität, die der Bibliothek als Sammlungsprinzip nach dem Willen des Abtes zugrunde liegen sollte.

Was ich im folgenden sage, müssen Sie sich vorstellen. Sie können es nicht sehen. Es gehörte mit zum überwältigenden Eindruck, den die Bibliothek auf Gäste und Besucher machen sollte, dass die Bücher einheitlich, nach der Mode der Zeit «französisch» eingebunden waren. Die Bibliothek war noch im Bau, da wurde bereits damit begonnen, die Bestände, auch die Handschriften, mit neuen Einbänden zu versehen oder die bestehenden Einbände umzugestal-

ten. Der Buchbinder brachte auf dem vorderen Buchdeckel das St. Urbaner Besitzzeichen an. Die Buchrücken wurden mit Gold verziert. Nur die Farbe des Titelschilds auf dem Rücken variierte entsprechend dem jeweils regierenden Abt: gelb in der Zeit von Malachias Glutz (vor 1726), rot in derjenigen von Robert Balthasar (1726–1751) und blau-gelb unter Martin Balthasar (1781–1787).

Eine letzte Geschichte zum Schluss, bevor ich Sie zur Musik von *Christoffel dem Jüngeren vom Hengstacker* und dann zum Apéro entlasse. Das Buch von Pirmin Meier, *Sankt Gotthard und der Schmied von Göschenen* handelt von Heini dem Schmied aus Hospenthal, der als Leibeigener des Grafen Heinrich von Rapperswil beim Bau des Klosters Wettingen mithilft und später als Schmied in Göschenen die Stege und Brücken durch die Schöllenen-Schlucht baut. Als Knabe begegnet Heini in Basel dem Ziegelmeister aus dem Kloster St. Urban, der am Bau des Münsters beteiligt ist. Pirmin Meier nennt ihn Richard. Im Jahrzeitbuch des Klosters St. Urban, das sich im Staatsarchiv Luzern befindet, und das im Handschriftenkatalog beschrieben und erstmals wissenschaftlich ediert ist, ist zum 3. April der Tod des Ziegelmeisters Berchtold eingetragen: *Obiit frater Berchtoldus magister laterum*. Pirmin Meiers Bruder Richard müsste also eigentlich Bruder Berchtold heissen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.